



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

G., H.: Gespensterspuk und Geisterzwang bei Hellenen und Römern.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

gestellt: Vergnügungsreisende, die dem doppelten komischen Contrast von Regenwetter im Gebirge und Stellwagenpartie wehmüthig unterlegen sind. Die Münchener kennen diese trüben Seiten der bayrischen Alpen, in denen sie ihren Landfiß aufzuschlagen gewohnt sind, und haben diese Schilderung ihrer kleinen Sommerleiden gut aufgenommen. Auch sonst ist viel Aufhebens von dem Bilde gemacht worden; man hat in den Figuren nicht bloß lebendige Individuen gefunden, sondern selbst solche, die ihre ganze Lebensgeschichte auf dem Gesichte tragen. In der That aber macht auch hier das Lächerliche der Situation das ganze Bild aus, und es gehört ein besonderer Geschmack dazu, sich in diese von der langweiligen Prosa der kleinbürgerlichen Existenz gedrückten Menschen zu vertiefen, die dem Gelächter preisgegeben werden und selber mitzulachen nicht die geringste Lust haben. Eben hierin liegt ein Hauptunterschied zwischen dem derartigen modernen und dem alten Sittenbild der Holländer: die zerlumpten Zecher eines Ostade und Brouwer sind ganze Kerle, unzerstückte Naturen, die in ihr Treiben ihr ganzes Wesen legen, und an denen man deshalb seine Freude hat, dazu selber frohe, lustige Subjecte, die sich nicht auslachen lassen, sondern mitlachen. Und ebenso verschieden, wie diese Auffassung, ist die Darstellungsweise. Auch die enhuberschen Figuren haben etwas Zurechtgemachtes, und es fehlt ihnen der wahre Zug des Lebens; dabei hat die Behandlung etwas Peinliches und eine Trockenheit, die uns in das Gewöhnliche des Motivs erst recht hinabzieht. — Ueberhaupt gehört das Sittenbild der münchener Maler der älteren conventionellen Manier an, die für die Selbstständigkeit der malerischen Erscheinung keinen Sinn hat und meistens in ihre Figuren nur Leben zu bringen weiß, indem sie mit ihnen erzählt. — Von einigen französischen Bildern dieser Gattung und dem ausländischen Sittenbild im nächsten Artikel.

Gespensterpfuf und Geisterzwang bei Hellenen und Römern.

Obgleich die Verschiedenheit des Polytheismus und des Christenthums gerade in den Vorstellungen über das Leben im Jenseits scharf an den Tag tritt, so stimmt doch das Bild, welches sich der heutige Volksglaube von dem Wesen und Aussehen eines seiner Körperhülle entledigten Geistes macht, bei

nahe in allen seinen Einzelheiten mit demjenigen überein, welches den alten Griechen und Römern vorschwebte; ja es ließe sich unschwer der Beweis führen, daß unser Gespensterglaube seinen Hauptbestandtheilen nach geradezu ein Erbstück aus dem classischen Heidenthum sei, besonders aus dessen sinkender Periode, wo so viele Elemente des riesig wuchernden Aberglaubens sich in die christliche Kirche einschlichen, deren Dogmen das directe Eingreifen der Geister und Dämonen in die Sinnenwelt ja selbst nicht in Abrede stellten. Auf der andern Seite könnte man freilich auch mit einigem Rechte meinen, daß sich der Geist, wenn er von seiner Unsichtbarkeit absehen und mit der Absicht, erkannt zu werden, in den Bereich der menschlichen Sinne kommen will, überhaupt gar nicht anders manifestiren könne, als wie ihn jetzt die Spiegel ohne Folie auf die Bühne zaubern: als Reflex des wirklichen Körpers, mit bloßer Scheinrealität begabt, „ein Mittelding zwischen Nichts und Etwas“. Diese Vorstellung findet sich schon bei Homer und hat sich in der späteren historischen Zeit fast um nichts geändert. Nur beschränkte sich bei den Hellenen und dann auch bei den Römern dieser Glaube nicht bloß auf das Sichtbarwerden, die Erscheinung der körperlosen Seele, sondern erstreckte sich auch auf die Fortexistenz derselben nach dem diesseitigen Leben überhaupt. Der Hellene war eben noch nicht bis zum Bruch zwischen Geist und Natur vorgeschritten. Sein einziges Streben ging dahin, Mensch zu sein, sich wohl zu fühlen auf Erden und die schöne, harmonische Menschlichkeit in gleichmäßiger Ausbildung des Geistes und Körpers zu entfalten. Was über das irdische Leben hinauslag, war ihm also nichts Erfreuliches, er konnte bei dem Tausche nur verlieren. Darum stehen die Todten viel tiefer als die Lebenden, und man begreift, mit welchem Rechte Homer den gestorbenen Achilleus in der Unterwelt zu Odysseus sagen läßt: „Preise mir nicht den Tod an! Lieber möchte ich Ackerknecht bei einem unbegüterten Manne sein, dem kein reichlicher Lebensunterhalt ist, als über alle entschwundenen Todten herrschen!“ War nämlich die Psyche aus dem Munde oder in der Schlacht aus der empfangenen Wunde entflohen, so enteilte sie nach dem Hades, um dort, so lange der Körper unbegraben blieb, ruhelos und einsam vor der Pforte herumzuirren oder nach erfolgter Bestattung sich zu den Abgeschiedenen zu gesellen und nun auf der dunkeln, einförmigen Asphodeloswiese auf und ab zu schweben, oder in düsteren Weiden- und Silberpappelhainen die Ewigkeit zu verträumen. Der Dichter nennt die Seelen der Todten „Schatten“, „unstäte Wesen“, „Bilder“. Die Muskelstärke und Spannkraft ist ihren Gliedern entschwunden; „denn nicht mehr halten die Sehnen das Fleisch und die Knochen zusammen“; sie sind luftig und consistenzlos. „Dreimal“, erzählt Odysseus, „gedachte ich die Seele meiner verstorbenen Mutter zu fassen; dreimal eilte ich auf sie zu, dreimal entflog sie mir aus den Händen, einem Schatten ähnlich und einer Traumgestalt“. Auch dem Achilleus gelingt es nicht, die Erscheinung seines geliebten

Patroklos mit Händen zu greifen; sie versinkt. Dennoch erregt die Bewegung der Seelen ein Geräusch. Denn nicht nur beim Verschwinden des Patroklos erwähnt Homer desselben, sondern auch, als Hermes, der Geleiter der Todten nach ihrem letzten Bestimmungsorte, die Seelen der getödteten Freier auf dunkeln Wegen mit seinem goldenen Stabe hinter sich herzieht, da zirpen und schwirren sie ihm nach, wie Nachtvögel, die von der Felsendecke einer Höhle herabfallend hin und her flattern, und das massenhafte Herandrängen der Schatten am Eingange des Hades zu Odysseus verursacht „ein entsetzliches Getöse“. Trotz ihrer Unfaßbarkeit besitzen sie ferner eine Scheu vor den Werkzeugen der Gewalt, lassen sich von Odysseus durch das gezückte Schwert vom Opferblut abhalten und verschrecken und haben Furcht vor dem Wache haltenden Hund Kerberos. Auch behalten sie ihre irdische Gestalt und ihre früheren Gesichtszüge; denn Odysseus erkennt sofort alle seine Freunde und Bekannten wieder. Dagegen sind sie ihrem geistigen Zustande nach ohne klare Besinnung, gedankenlos, nur mit einer dunkeln Erinnerung ihres früheren Zustandes versehen. Am deutlichsten kennzeichnet Homer dieses Verhältniß, indem er der Zauberin Kirke, die dem Odysseus räth, den Seher Teiresias im Hades zu fragen, die Worte in den Mund legt: „Seine Geisteskraft ist ungeschwächt; ihm hat auch im Tode das Erkenntnißvermögen verliehen Persephone. Die Anderen flattern als Schatten umher“. Naiver Weise glaubte man nun, daß den Seelen die volle Besinnung nebst der Sprache wiederkehrte, wenn der fehlende körperliche Bestandtheil ihres Wesens ihnen beigebracht werden könnte, und darum wurde das Blut geschlachteter Opferrhiere schon im heroischen Zeitalter als der untrügliche Köder angesehen, um die Schatten an die Oberwelt zu locken. Odysseus verrichtet übrigens seine bekannte Todtenbeschwörung an dem im fernsten Westen der Erdscheibe jenseits des Weltstromes Okeanos im finstern Lande der Kimmerier gelegenen Eingang zur Unterwelt, und schon daraus, daß er eine so weite Reise machen mußte, sieht man, daß in der homerischen Welt die Geister noch nicht an jedem beliebigen Orte sich einer Citation zu gehorchen bequemen. Auch von freiwilliger Wiederkehr der gespenstigen Schatten ist noch keine Rede, und nur des Patroklos Geist erscheint dem Myrmidonenfürsten im Traume. Aber nachdem er den Freund um Beschleunigung seines Begräbnisses gebeten, setzt er das Versprechen hinzu: „Ich werde später nicht wieder aus dem Hades zurückkehren, wenn ihr mich des Feuers theilhaftig habt werden lassen.“

Die homerischen Vorstellungen vom Geisterreich blieben im Ganzen auch in der späteren Zeit im Volke herrschend, nur daß sie sich allmählig durch die Darstellungen der Dichter und Künstler und durch die Reflexionen der Philosophen erweiterten und gestaltenreicher wurden, sowie auch die Psyche selbst nach und nach dem Körper gegenüber zu höherer Geltung gelangte und die Idee des Todtengerichts mit den darauffolgenden Strafen und Belohnungen mehr in den

Vordergrund trat. Je phantastischer aber das Bild des Todtenreiches in der Einbildungskraft des Volkes haften blieb, desto mehr Aberglaube drängte sich auch ein in die Vorstellung von dem Verhältniß der Gestorbenen zur Oberwelt und zu den Lebenden. Zunächst zeigt sich dies in der Leichtigkeit, mit welcher die Geister durch die Pforte der Unterwelt schreiten, die ihnen früher so fest verschlossen gewesen war. Diesen Zusammenhang der beiden Welten dachte man sich besonders zu gewissen Zeiten recht stark. In Athen glaubte man, daß im Frühling, wenn die Vegetation sich wieder zu regen begänne, auch die Geister der Verstorbenen sich näher ans Licht drängten, und feierte deshalb am Dionysosfest der Anthesterien eine Art Allerseelenfest, wo ihnen in Töpfen allerhand gekochte Früchte als Opfer dargebracht wurden. In Rom beobachtete man am 9., 11. und 13. Mai die Ceremonie der Lemuralien, um den Gespensterspuk fern zu halten. Der Hausvater erhob sich dann um Mitternacht und ging barfuß ins Freie, mit den Fingern Schnippchen schlagend, um die Schatten zu verschrecken. Wenn er sich hierauf in reinem Quellwasser die Hände gewaschen hatte, nahm er schwarze Bohnen in den Mund, warf sie hinter sich und sprach, ohne sich umzusehen: „Dieses sende ich Euch; mit diesen Bohnen kaufe ich mich und die Meinigen los!“ Nach neunmaliger Wiederholung dieser Worte, während welcher, wie man annahm, die Geister hinter ihm die Bohnen auflasen, wusch er sich abermals, schlug eiserne Becken zusammen und rief wieder neunmal: „Hinaus, ihr Geister der Ahnen!“ Dann endlich durfte er sich umschauen; denn nun war der Bann fest und dauerhaft. Aehnlich waren die Gebräuche an dem im Februar gefeierten Todtenfest; denn auch von dieser Zeit sagt Ovid in den Fasten: „Jetzt schweifen herum die lustigen Seelen und die Begrabenen. Jetzt wird der Schatten bewirthe mit vorgelegter Speise.“ Hatte an solchen Terminen die Geisterwelt Maskenfreiheit auf Erden, so bedurfte es außerdem besonderer Gründe, um sie zu veranlassen, einzelne Besuche abzustatten oder gewisse Orte unsicher zu machen. Man nahm bereits allgemein an, daß nicht nur die eines ehrlichen Begräbnisses Beraubten, sondern auch die Mörder, Selbstmörder und unschuldig Getödteten „umgingen“. So erschien nach Ovid der im Bruderzwiste erschlagene Remus seinen Verwandten und verlangte eine besondere Feier seines Todestages als Sühne. In Lemesa, einer Stadt in Kalabrien, spuckte der Geist des Politos, eines Gefährten von Odysseus, den die Einwohner wegen eines an einer Jungfrau verübten Frevels gesteinigt hatten. Derselbe erzwang sich durch seine Bössartigkeit einen förmlichen Cultus, bis endlich der berühmte Faustkämpfer Euthymos aus Lokri über ihn kam, furchtlos seinen Tempel betrat und ihn im Zweikampf besiegte, worauf er sich ins Meer stürzte. Den Argonauten erschien beim Vorüberfahren an der paphlagonischen Küste der Geist des Sthenelos, eines Gefährten des Herakles auf dem Zuge gegen die Amazonen. Den messenischen Helden Aristomenes ließ sein

Spartanerhaß keine Ruhe im Grabe, und man wollte ihn sogar in der Schlacht bei Leuktra auf Seite der Thebaner fechtend gesehen haben. Auch beim Grabmale des Miltiades wollte man in der Nacht Pferdegewieher und Schlachtgetöse bemerken. Plutarch erzählt aus der Chronik seiner Vaterstadt Chäronea in Böotien, daß zur Zeit des Lukullus der Räuber Damon heimtückischer Weise im Bade erstochen worden sei. „Hierauf soll man,“ schreibt er, „wie unsere Väter erzählen, an demselben Orte eine Zeit lang Gespenster gesehen und ein jämmerliches Wehklagen gehört und deshalb das Bad verschlossen und die Thür zugemauert haben. Einige, die an demselben Ort wohnen, glauben noch heutigen Tages, daß sich dort Erscheinungen unter großem Wehklagen blicken lassen.“ Auch der übermüthige Pausanias spukte nicht nur nach seinem Tode in dem Tempel der Athene, wo er eingemauert worden war, sondern war auch selbst in der letzten Zeit seines Lebens von dem Geiste einer edeln Byzantinerin, Kleonike, die er geliebt, aber einst in der Dunkelheit für einen Meuchelmörder gehalten und niedergestoßen hatte, arg geängstigt worden. Den Kaiser Nero erschreckte der Schatten seiner Mutter Agrippina, den König Philipp den Dritten von Makedonien der seines unschuldig gemordeten Sohnes Demetrios. Von Kaligula erzählt Sueton: „Sein Leichnam wurde heimlich in die lamiſchen Gärten geschafft und auf einem eilfertig errichteten Scheiterhaufen halb verbrannt und mit leichtem Rasen überschüttet. Später wurde er von seinen aus der Verbannung zurückgekehrten Schwestern wieder ausgegraben, verbrannt und begraben. Es ist hinlänglich gewiß, daß die Wächter der Gärten von Gespenstern beunruhigt wurden, bevor dies geschah, und daß auch in demselben Hause, in welchem er getödtet worden war, keine Nacht ohne irgend einen Schrecken vorüberging, bis es von einer Feuersbrunst verzehrt ward.“ Wie Virgil seine zürnende Dido dem scheidenden Aeneas drohen läßt, sie werde nach ihrem Tode ihm überallhin als Schatten folgen, so ruft bei Horaz der dem qualvollen Tode und der Hege Kanidia Hand verfallene Knabe: „Ja, wenn ich, zum Sterben gezwungen, das Leben verhaucht haben werde, will ich als nächtliche Grauen-gestalt dir begegnen, als Schatten dein Antlitz mit krummen Klauen zerfleischen und ans unruhvolle Herz gelagert den Schlaf durch Furcht dir rauben.“

Auch das Theater benutzte den Effect, den die Erscheinungen der Todten auf die Phantasie zu machen im Stande sind, in vielfacher Weise, und auf der Bühne befand sich die sogenannte „charonische Stiege“, um die unterweltlichen Gestalten emporsteigen zu lassen. In den „Persern“ des Aeschylos erscheint der König Dareios, ertheilt guten Rath und versinkt wieder mit den Worten: „Ich aber geh' von hinnen in des Grabes Nacht. Lebt wohl, o Greise; ob in Leid auch, dennoch gönnet, so lang es Tag ist, eurer Seele frohen Muth, weil doch den Todten stirbt die Lust an Gold und Gut.“ In den „Cume-niden“ betritt die ermordete Klytämnestra die Oberwelt, um die im Tempel

Apollons schlafenden Cumeniden zur Verfolgung Orest's aufzustacheln, während sie von ihrem Zustande sagt: „Weil ich ja gemordet habe, verläßt mich die Schande nimmermehr, im Todtenreich irre ich schmachbedeckt umher.“ Auch die weitschweifende Io läßt der Dichter vom Gespenste des von Hermes erschlagenen Argos gesagt werden, „den auch erschlagen nicht der Erde Gruft birgt“. Ja, im Satyrdrama „Sisyphos“ kam dieser schlaueste aller Betrüger mit Erlaubniß der unterweltlichen Regierung wieder herauf, angeblich, um sich selbst zu begraben und seine Frau zur Strafe für Vernachlässigung seines Begräbnisses mit in den Orkus zu nehmen, eigentlich aber, um dem „Allerseelenwirth“ Hades ein Schnippchen zu schlagen. Allein der Todtenexecutor holte den Ausreißer wieder mitten vom herrlichen Gastmahle weg und führte ihn zu den finsternen Gefellen, „die keine Stimme, keine lebensfrohe Kraft, die keiner blutdurchströmten Ader Puls belebt“. Auch in der „Hekabe“ von Euripides tritt der vom treulosen Gastfreund gemordete Sohn Priams Polydoros als Geist auf und zeigt sich seiner Mutter im Traum. Dasselbe Sujet brachte in Rom Papius auf die Bühne, und bei Aufführung des Stückes konnte einst der Geist die wirklich schlafende und berauschte Mutter zum großen Ergözen des Publicums nicht erwecken! Cicero schreibt in den „Tusulanischen Untersuchungen“ mißbilligend über diese Vorführungen von Schattenbildern: „Die Dichter haben die Irrthümer des Volksglaubens noch vermehrt. Denn das zahlreiche Theaterpublicum, unter welchem sich auch Frauen und Kinder befinden, wird gerührt beim Anhören so großartiger Phrasen aus dem Munde der Geister: „Hier bin ich, und komme vom Acheron kaum noch auf weitem und steilem Pfade, durch Klüfte, aus rauhen Felsen gewölbt, hoch herab den Einsturz drohend, wo starr gelagert steht die dichte Finsterniß der Unterirdischen;“ und so viel hat der Irrthum vermocht, der mir wenigstens bereits gehoben zu sein scheint, daß man wohl wußte, daß die Körper verbrannt seien, aber dennoch sich einbildete, es geschähe in der Unterwelt irgend etwas, das ohne Körper weder geschehen noch gedacht werden konnte.“

Recht genau beschreibt eine Spukgeschichte der jüngere Plinius in einem Briefe an seinen Freund Sera. Sie mag hier folgen, als ein Beweis von der merkwürdigen Uebereinstimmung des antiken Gespensterglaubens mit dem modernen. „Zu Athen war ein großes und geräumiges, aber verrufenes und Unheil bringendes Haus. In der Stille der Nacht hörte man Eisen klirren, und wenn man genauer horchte, Ketten rasseln, zuerst in der Ferne, dann in der Nähe. Bald erschien eine abgehärmte, häßlich abgezehrte Greisengestalt mit langem Barte und struppigen Haaren, welche an Händen und Füßen Fesseln und Ketten trug und schüttelte. Die Bewohner durchwachten daher traurige und schreckliche Nächte; auf das Wachen folgte Krankheit und bei zunehmender Angst der Tod. Denn auch bei Tage, wenn das Gespenst verschwunden war,

schwebte die Gestalt in der Einbildungskraft vor den Augen, und die Furcht dauerte länger als die Ursache derselben. Das Haus blieb endlich leer und verödet und ganz jenem Ungethüm überlassen. Doch wurde es ausgerufen, ob es jemand kaufen oder miethen wollte, der von diesem großen Uebelstande nichts wüßte. Der Philosoph Athenodoros kommt nach Athen, liest den Anschlag, und da er von dem Preise hört, der ihm durch seine Wohlfeilheit verdächtig wird, erkundigt er sich, erfährt Alles und miethet sich nichts desto weniger ein, ja sogar um so lieber. Als es anfängt Abend zu werden, läßt er sich in dem vordersten Zimmer des Hauses sein Lager bereiten, fordert Schreibtisch, Griffel und Licht, entläßt alle seine Leute in die inneren Gemächer; er selbst richtet Geist, Augen und Hand aufs Schreiben, damit nicht die Seele unbeschäftigt sich die bekannte Gestalt und ein leeres Schattenbild schaffe. Anfangs herrscht, wie überall, Stille der Nacht; bald aber klingt es wie Eisen, Ketten rasseln. Jener schlägt die Augen nicht auf, legt den Griffel nicht nieder, sondern ermuthigt seinen Geist und verwahrt sich gegen die Eindrücke des Gehörs: jetzt wird das Getöse stärker, es nähert sich, jetzt scheint es auf der Schwelle, jetzt im Zimmer zu sein; er blickt auf, sieht und erkennt die beschriebene Gestalt. Sie steht und winkt mit dem Finger, als wollte sie ihn rufen. Auch er gibt ein Zeichen mit der Hand, ein wenig zu warten und fährt fort zu schreiben. Da schüttelt sie die Ketten über seinem Haupt, während er schreibt: er blickt auf, und sie winkt wieder, wie vorher. Jetzt zögert er nicht länger, nimmt die Lampe und folgt. Jene schreitet langsam, wie von den Ketten belastet; nachdem sie in den Hofraum des Hauses abgelenkt, verschwindet sie plötzlich und läßt den Begleiter zurück. Dieser, allein geblieben, bricht Gras und Blätter ab und bezeichnet damit die Stelle. Den folgenden Tag geht er zu den Behörden und verlangt, sie sollen den Ort aufgraben lassen. Man findet Gebeine, welche in Ketten geschlagen und damit umschlungen und von dem durch die Zeit und in der Erde verwesenen Körper nackt und entblößt in den Fesseln geblieben waren: sie werden gesammelt und öffentlich begraben. Von der Zeit an war das Haus von den gebührend zur Erde bestatteten Manen befreit.“ — Wie allgemein übrigens der Glaube an solche Häuser war, in denen sich eine unglückliche, ruhelose Seele eingenistet haben sollte, sieht man auch aus der Komödie „Das Hausgespenst“ von Plautus, wo der von einer längeren Reise zurückkehrende Theuropides vom Betreten des unterdessen von seinem verschwenderischen Sohne durchgebrachten Hauses durch die Vorspiegelung abgehalten wird, als sei in seiner Abwesenheit demselben ein Geist erschienen, der zu ihm sprach: „Ich bin der über das Meer gekommene Fremde Diapontios; ich wohne hier; diese Wohnung ist mir angewiesen worden; denn Pluto wollte mich nicht in die Unterwelt aufnehmen, weil ich zu frühzeitig ums Leben gekommen bin. Durch Mißbrauch des Vertrauens täuschte man mich. Mein Gastfreund

tödtete mich hier und vergrub mich heimlich und unbestattet in diesem Hause verruchter Weise, des Geldes wegen. Du aber ziehe aus von hier; dieses Haus ist verflucht, eine verwünschte Wohnung!" Die Furchtsamkeit, die darauf der Alte an den Tag legt, ist höchst ergöglich; er läßt sich gänzlich vom Eintritte abschrecken und ruft zu seinem Schuze wider die Todten den Herkules an.

Da man das Leben in der Unterwelt als eine Fortsetzung des diesseitigen und zwar in der letzten Gestalt desselben betrachtete, so kam man auch auf die absonderliche Annahme, daß der Geist keine Ruhe haben könnte, wenn nicht alle Kleidungsstücke mit ihm verbrannt worden wären. So ist es erklärlich, was Herodot von Melissa, der Gemahlin des Tyrannen von Korinth, Periander, berichtet. Sie beklagte sich nach ihrem durch Perianders Schuld erfolgten Tode über Nacktheit und Frost, indem ihr die ins Grab mitgegebenen Kleider nichts nützten, da sie nicht mit ihr zugleich verbrannt worden seien. Der gewaltthätige Fürst ließ hierauf alle korinthischen Damen auf eine bestimmte Stunde in den Heratempel laden, und als dieselben im festlichsten Putze erschienen, sie ohne Ausnahme durch seine Schergen der Kleider berauben, worauf er seiner Gattin die versäumte Pflicht durch Verbrennen sämmtlicher Gewänder erfüllte! Etwas Aehnliches läßt der Spötter Lukian in seinem „Lügenfreunde“ den Philosophen Eukrates erzählen: „Wie sehr ich meine selige Frau geliebt habe, weiß jedermann; ich habe dies bewiesen nicht nur bei Lebzeiten durch mein Benehmen gegen sie, sondern auch nach ihrem Tode dadurch, daß ich ihren ganzen Schmutz mit ihr verbrannte und das Kleid, welches ihr im Leben am meisten gefallen hatte. Am siebenten Tag nach ihrem Ende lag ich hier auf dem Sopha, wie jetzt, mich in meinem Schmerze tröstend, indem ich das Buch Platons über die Seele las. Inzwischen tritt Demänete (so hieß die Gestorbene) herein und setzt sich nahe zu mir. Als ich sie erblickte, umarmte ich sie und weinte laut. Sie ließ mich aber nicht schreien, sondern beschwerte sich darüber, daß ich eine von ihren goldenen Sandalen nicht mit verbrannt hätte, während ich ihr im Uebrigen alle Ehre angethan. Die Sandale sei aber unter einen Schrank gefallen gewesen und deshalb von uns nicht gefunden und verbrannt worden. Als wir noch so mit einander sprachen, bellte mein verwünschtes Malteserhündchen unter dem Sopha; sie aber verschwand bei dem Gebelle.“

Ueber die Art der Erscheinung waren die Gespenstergläubigen später verschiedener Ansicht. Der Demänete Schatten läßt sich umarmen, hat also Consistenz. Ebenso lehrt in der „das bezauberte Grabmal“ betitelten Declamationsrede Quintilians der verstorbene Sohn, schön und lebendig, zur geliebten Mutter in jeder Nacht und erwiedert ihre Küsse und Umarmungen. Und wer denkt nicht an Goethes „Braut von Korinth“, deren Stoff den Wundergeschichten des im zweiten Jahrhundert n. Chr. lebenden Phlegon von Tralles entnommen ist? Andere dachten sich die wiederkommenden Todten bereits wie

man jetzt Freund Hein abbildet, als Klapperbeine. Besonders in den Todtengesprächen Lukians wird öfter die große Aehnlichkeit unter den Gestorbenen hervorgehoben, verursacht durch den nackten Schädel und die bloßen Knochen. Auch Seneka scheint an Gefellen zu denken, wie sie im goetheschen „Todtentanz“ auftreten, wenn er sagt: „Niemand ist so kindisch, daß er den Cerberus fürchtet und die Finsterniß und das gespenstige Aeußere aus zusammenhängenden Knochen gebildeter Gestalten;“ und beim Petronischen Gastmahl Trimalchios bringt ein Sklave ein silbernes Skelett mit beweglichen Gliedern und Wirbeln, bei dessen Anblick der Hausherr ausruft: „Ach wir Unglückliche! Wie ist doch das ganze Menschlein nichts! So werden wir Alle sein, nachdem uns der Tod hinweggerafft hat.“ Am gewöhnlichsten aber war, wie bereits erwähnt, die spätere Vorstellung der homerischen gleich, und Virgil und Ovid lassen ihre Geister in die Luft zerfließen.

Die Zeit ferner, in welcher die Geister ihre freiwilligen Besuche machten, war stets die Nacht. „In der Nacht schweifen wir umher,“ sagt die dem Properz erscheinende Geliebte, „die Nacht befreit die eingeschlossenen Schatten, und Cerberus selbst geht um, wann der Riegel fällt.“ Meist als Traumbilder nähern sie sich dem Lager des Lebendigen, sowie überhaupt das Traumleben den Glauben an das Erscheinen der Todten zu allen Zeiten befördert haben mag; ja bisweilen scheint der Glaube über das Vorkommen von Geistererscheinungen im Schlafe nicht hinausgegangen zu sein. So antwortet im plautinischen Hausgespenst Tranio dem Alten, der immer ängstlich fragt, ob sich der Geist seinem Sohn im Schlafe oder im wachen Zustand gezeigt habe: „Freilich konnte er es dem Wachenden nicht sagen, er, der vor so und so viel Jahren getödtet worden ist!“ Das Morgengrauen erst, noch nicht das Ende der Mitternachtstunde, verschucht die Nachtgespenster. Ausdrücklich heißt es bei Quintilian: „Nur erst mit Anbruch des Tages und nachdem die Sterne erblickten waren, entschwand der Jüngling ungerne aus den Augen, oft noch stehen bleibend, oft zurückblickend und für die nächste Nacht seine Wiederkunft versprechend.“ Auch bei Properz sagt der Geist: „Am Morgen befehlen uns die Geseze zum Lethesfluß zurückzukehren. Bei der Ueberfahrt mustert der Ferge die herübergebrachte Fracht.“

Hinsichtlich der Dertlichkeiten, an denen sich am liebsten der Gespenster-spuk zeigt, stimmt das Heidenthum jener Zeit mit dem heutigen Aberglauben vollkommen überein. Es waren die Grabstätten der Verstorbenen, weil man annahm, daß da die Seelen ans Licht stiegen und am liebsten verweilten, wo ihre irdischen Ueberreste ruhten. Appulejus wünscht in seiner Vertheidigungsrede gegen den Vorwurf der Zauberei seinem Ankläger Aemilianus „alle Erscheinungen der Todten, Gespenster und bösen Geister“ auf den Hals, „alle Begegnisse der Nacht, alle Schrecknisse der Gräber, alle Phantome

der Gräfte“. Der berühmte Philosoph Demokritos aus Abdera, einer der am vielseitigsten gebildeten Hellenen, bezeugte seinen Unglauben und seine Furchtlosigkeit der Gespensterwelt gegenüber dadurch, daß er sich selbst in ein außerhalb der Stadt gelegenes Grabmal einschloß und dort studirte und schrieb. Einige junge Leute wollten ihn necken und furchtsam machen, kleideten sich in schwarze Gewänder, nahmen Todtenmasken vor und tanzten so um ihn herum. Er aber blickte kaum zu ihnen von seinem Buche auf und sagte nur fortschreibend: „Hört doch auf mit Eurer Kinderei!“ Dagegen fand der Gespensterglaube eine große Stütze an der Seelenlehre der platonischen und pythagoräischen Philosophie. Platon nämlich nahm je nach der Beschaffenheit des irdischen Lebens verschiedene Arten der Unsterblichkeit für die Seele an. Diejenigen Geister, die sich reiner erhalten hatten von der Befleckung durch körperliche Schwächen und Fehler, ließ er in himmlische Regionen eingehen und frei von Irthümern, Leidenschaften und Lastern ein seliges Leben führen. Dagegen konnte sich nach ihm diejenige Seele, welche während des Lebens eine Sklavin des Leibes gewesen war, auch nach dem Tode desselben von dem sinnlichen Elemente, durch das sie getrübt wurde, nicht ganz trennen. „Eine solche Seele,“ sagt er im Phädon, „die etwas Gewichtiges, Schweres, Erdiges und Sichtbares an sich hat, fühlt sich wieder zur sichtbaren Welt hingedrängt und gezogen, indem sie aus Furcht vor dem Dunkeln und dem Hades, wie man sagt, um die Gräber und Gräfte sich herumtreibt. Dort hat man schon manchmal dunkle Erscheinungen von Seelen erblickt, und solche Schattenbilder erzeugen eben solche Seelen, welche sich nicht rein losgerissen haben, sondern noch Theil am Sichtbaren besitzen, weshalb sie auch gesehen werden.“ So waren also nach seiner Ueberzeugung nur die Menschen von mittelmäßig schlechter Qualität zum Gespensterleben verdammt und diese konnten auch wieder eine neue körperliche Verbindung eingehen. Die ganz Schlechten, besonders die Tempelräuber und Mörder, versetzt er in den Tartarus, an den Ort der Qual. — Auch nach der pythagoräischen Seelenwanderungstheorie war die Erde voll Dämonen und Gespenster. Pythagoras selbst soll einst in einem Hunde einen verstorbenen Freund wieder erkannt haben! Nach Aelian und Plutarch glaubten die Anhänger dieser Schule, daß das Erdbeben bewirkt werde, wenn die Todten Generalversammlung hielten, und daß die Seelen der Gestorbenen weder Schatten wärßen noch mit den Augen zwinkerten.

Eine andere Frage, die bei der Berücksichtigung, welche die Neuzeit wieder einmal der Naturgeschichte der Gespenster schenkt, nicht umgangen werden kann, ist ferner, in welchem Grade willfährig sich bei Griechen und Römern die Geister gezeigt haben, dem Willen der Lebendigen zu gehorchen und auf beliebiges Verlangen zu erscheinen? Und hierauf kann man dreist antworten, daß bei den Alten ein viel regerer Verkehr zwischen Ober- und Unterwelt

herrschte als später, und daß die heutige Nekromantie nur Stümperei ist gegen das, was in dieser Kunst die damaligen Hexenmeister leisteten. Da man einmal durch den Cultus in unmittelbare Beziehung zu den Todten gekommen war, so benutzte man diesen Verkehr sehr bald, um theils durch Citation der Verstorbenen Offenbarungen über unbekannte Dinge zu erhalten, theils durch Anwendung gewisser Mittel lästige Geistererscheinungen zu bannen und zu sühnen. Erstlich gab es hierzu bestimmte Orakelstätten mit Priestern, welche die Ceremonien verrichteten und den Tempeln vorstanden. Gewöhnlich befanden sich dieselben in Gegenden, die schon an sich auf einen Zusammenhang mit der Unterwelt hinzudeuten schienen, wie tiefe, ins Innere der Erde führende Schluchten und Höhlen oder Spalten, aus denen betäubende Dünste aufstiegen. Eine solche Stelle befand sich in Thesprotien, einer Landschaft von Epirus, in der Nähe der Stadt Ephyra; dort durchflossen die mit den unterweltlichen gleichnamigen Flüsse Acheron und Kokytos eine sumpfige Ebene voll mephitischer Dünste, und schon Orpheus sollte dort hinabgestiegen sein, um Eurydike zu holen. Hierher sendete auch Periander, um seine verstorbene Frau über den Ort befragen zu lassen, wohin sie einen von einem Gastfreund anvertrauten Schatz gelegt hatte, und nachdem der anfangs unwillige Schatten durch die erwähnte Kleiderhekatombe besänftigt worden war, gab er bereitwillig richtige Auskunft. Auch auf dem lakonischen Kap Tánaron zeigte man eine Höhle, durch welche, wie die Sage ging, Herakles den Höllenhund auf die Oberwelt gebracht hatte. Dort befand sich ebenfalls ein Todtenorakel, und es gelang daselbst einem gewissen Kallodnes, die Seele des berühmten Jambendichters Archilochos, den er im Kriege erschlagen hatte, zu versöhnen. Ferner rühmte sich eines ähnlichen Thores zur Schattenwelt die acherussische Halbinsel bei Heraklea, an der bithynischen Küste des Pontus. Hierher begab sich, wie Plutarch erzählt, Pausanias, um die immer wiederkehrende Erscheinung Kleonikes los zu werden. „Er beschwor die Seele der Kleonike und bat flehentlich, daß sie sich besänftigen und ihren Zorn fahren lassen möchte. Kleonike erschien ihm auch und sagte: Du wirst bald nach Sparta kommen und von aller Plage befreit werden! Und eben damit scheint sie ihm seinen bald darauf in Sparta erfolgten Tod angedeutet zu haben.“ Zu Trözene und Hermione im Peloponnes gab es ebenfalls Einfahrten zum Hades. Endlich hatten auch die italischen Griechen einen solchen privilegierten Verbindungsweg in der Nähe der uralten Stadt Kumä in Kampanien. Ein tiefer, einen vulkanischen Krater ausfüllender See, umgeben von steilen Höhen und beschattet von dichtem Gehölz, und tiefe, mit Schwefeldunst erfüllte Höhlen brachten die Einbildungskraft leicht dazu, diese Stelle zum Mittelpunkte fast aller Sagen vom Todtenreiche zu machen. Hier sollte Odysseus seine Todtenbeschwörung vorgenommen haben, hier fuhr der fromme Aeneas an der Hand der kumä-

nischen Sybille in das Schattenreich hinab. Noch Hannibal brachte am See Avernus den Unterirdischen ein Opfer dar und ließ sich vielleicht von den Priestern die unterirdischen Gänge der Kimmerier zeigen. Auch Cicero gedenkt des dortigen Todtenorakels, „wo,“ wie er aus einem Dichter citirt, „die Seelen aus dunkeln Schatten heraufgerufen werden, aus der offenen Pforte des tiefen Acheron, gefälschten Blutes, Bilder der Todten.“ Doch hatte wohl zu seiner Zeit das Orakel schon aufgehört; denn Strabon spricht von der Einrichtung als einer „ehemaligen“. Den letzten Rest der Romantik raubte aber Agrippa der Gegend, indem er den düstern Forst abtreiben, an seiner Stelle Häuser und Felder anlegen und durch den Ingenieur Roccejus einen Tunnel durch den Berg bis nach Kumä hin graben ließ.

Der Geisterzwang wurde aber auch ohne die Autorität anerkannter Heiligtümer vielfach als freie Kunst von Zauberern getrieben, die an jedem beliebigen Orte die Seelen Verstorbener citiren zu können vorgaben. Schon zu Platons Zeit trieben die Bettelpriester verschiedener Gottheiten, welche die Thüren der Reichen belagerten, alle dieses Geschäft. Hatte doch, wie Plinius der Aeltere erwähnt, der berühmte Magier Asthanes schon zu Kerges Zeit Schriften über die Zauberkunst und Nekromantie verabfaßt. In besonderer Blüthe stand der Aberglaube und die Zauberei in Thessalien, und so erklärt es sich, warum die thessalischen Geisterbeschwörer und Hexen von jeher in Griechenland in großem Ansehen standen. Als das Gespenst des Pausanias im Tempel, wo er gestorben war, umging und die Besucher erschreckte, ließen die Spartaner, wie Plutarch berichtet, Geisterbanner aus Thessalien kommen, die auch den Geist zur Ruhe brachten. Auch in der „Alkestis“ des Euripides antwortet Herakles dem thessalischen König Admetos, welchem er die geliebte Gattin aus dem Hades wieder zuführte, auf den Ausruf: „O wärs ein Luftgebilde nicht aus Hades Reich!“ mit den Worten: „Nicht einen Zauberer machtest Du zum Freunde Dir!“ Bei der Beschwörung wurden hauptsächlich die Mond- und Zaubergöttin Hekate, die Patronin alles geisterhaften Spuks, und der Seelenhirt Hermes neben Pluton und Persephone um Beistand angerufen. In den „Persern“ des Aeschylos singt der Chor: „Ihr heiligen Grabgottheiten zumal, Hermes, Gaa, Du der Unteren Fürst, o sendet den Geist nun empor an das Licht! Er allein sagt es aus, wo ein Ziel ist.“ Das Graben der Grube und das Hineinlaufenlassen des Blutes war auch später eine Hauptbedingung des Gelingens. Lukian beschreibt so die Anstalten des Babyloniers Mithrobarzanes, der dann die Straf- und Rachegöttinnen, die nächtliche Hekate, die schreckliche Persephone ansieht, zugleich einige barbarische, viersilbige und unverständliche Worte ausstoßend; und ebenso heißt es in den Satiren des Horaz: „Ich sah in schwarzes Gewand gehüllt unter Geheul sich nahen Kanidia nebst der älteren Sagana, mit bloßen Füßen und gelöstem Haar (auch dies war ein

Haupterforderniß); die Blässe verlieh beiden ein entsetzliches Aussehen. Sie fingen an die Erde mit den Nägeln aufzuscharren und ein schwarzes Lamm mit den Zähnen zu zerreißen. Das Blut ließen sie in die Grube fließen, um von dort die Manen hervorzulocken, die Seelen, welche ihnen Antwort geben sollten.“ Aehnlich ist die Proceedur in der „Pharsalia“ Lukans, nur daß hier die Thessalierin Erichtho einem eben gefallenem Krieger Blut einsößt, und als der zurückkehrende Schatten sich nicht sogleich wieder in seinen Körper begeben will, den Leichnam mit Schlangen geißelt und fürchterliche Drohungen gegen die chthonischen Götter ausstößt. Man glaubte nämlich, daß die noch nicht über den acherusischen See gefahrene Seele eines kaum Verstorbenen leichter zu befragen wäre, und so liest man auch in Heliodors „äthiopischen Geschichten“ wie eine ägyptische Zauberin auf dem Schlachtfelde die Leiche ihres eigenen Sohnes zur Beschwörung mißbrauchte. Zuerst nickte der sich wiederbelebende Körper nur auf die an ihn gestellten Fragen; als aber die Alte mit neuen Gaukeleien ihn drängte, „sing er an, wie aus einem fernen Winkel oder aus einer Felsenklucht in einem tiefen und widrigen Tone zu zischen“, und verwünschte seine Mutter. Unter dem Kaiser Valens war der Kriegsoberst Pollentianus geständig, mit Hilfe eines aus dem Leibe einer lebendigen Frau geschnittenen Embryo die Unterirdischen über die Zukunft der Dynastie befragt zu haben! Nach dem Lexikographen Suidas wurden die schwarzen Böcke dazu gebraucht, um die Gräber der zu beschwörenden Todten zu finden. Man führte sie an den Vorderfüßen oder den Hörnern hinaus und, wo sie still standen, begann man die Citation!

Recht oft ließ man alte Helden und Sängere erscheinen, wie Dryheus, Phoroneus, Kekrops. Apollonios von Tyana beschwor den Schatten Achills; der prahlerische Grammatiker Apion, ein Zeitgenosse von Plinius, rühmte sich, den Schatten Homers citirt und über sein Vaterland und seine Aeltern befragt zu haben. „Er wagte es aber nicht,“ setzt Plinius hinzu, „zu gestehen, was er ihm geantwortet hätte!“ Zu Ciceros Zeit trieb dessen Freund Appianus Klaudius die Nekromantie. Auch dem schändlichen Günstling Cäsars, Vatinius, wirft der Redner vor, daß er dem abscheulichsten Aberglauben gefröhnt, die Seelen der Gemordeten citirt und dieselben durch die Eingeweide von Kindern zu versöhnen versucht habe. Der unvorsichtige Libo Drusus wurde nach dem Tode Augustus wegen Geisterbeschwörung denunciirt, in einen Hochverrathsproceß verwickelt und von Tiberius zum Selbstmord getrieben. Nero trieb die Magie ebenso leidenschaftlich als die Musik und Schauspielkunst, und als nach dem Tode Agrippinas sein Gewissen keine Ruhe fand, versuchte er die Seele der Gemordeten zu citiren und zu besänftigen. „Wenn er doch lieber,“ sagt der ältere Plinius, „die Schatten und jeden beliebigen Gott über seinen Argwohn gegen die Leute um Rath gefragt hätte, anstatt der-

3081 171 11010179

gleichen Nachforschungen lieberlichen Dirnen und Prostituirten aufzutragen: jeder barbarische und noch so wilde Ritus wäre gelinder gewesen, als seine Gedanken!“ Auch sein Freund Otho, den nach seiner Thronbesteigung die Erscheinung Galbas beunruhigte, nahm seine Zuflucht zum magischen Banne. Von Karakalla erzählt Herodian: „Da er mißtrauisch gegen jedermann war, da er überall Nachstellungen befürchtete, so befragte er alle Drakel und berief allenthalben her Magier, Sternkundige und Opferschauer. Da er sie aber im Verdacht hatte, daß sie ihm zu Gefallen redeten und keine echten Drakelsprüche ihm verkündigten, so schrieb er einem gewissen Maternianus, dem er damals die Oberaufsicht über Rom anvertraut hatte, und den er allein zum Vertrauten seiner Geheimnisse machte. Ihm gab er den Auftrag, durch die geschicktesten Magier Todte beschwören und nach seinem Lebensziele forschen zu lassen und ob niemand nach der Oberherrschaft trachte.“ Eine innerlich ganz unwahrscheinliche Erdichtung enthält die erwähnte Declamation Quintilians; dennoch läßt sich aus ihr auf den Glauben der Zeit schließen. Jene Mutter, die durch die nächtliche Wiederkehr ihres Sohnes getröstet wurde, macht endlich ihrem Manne davon Mittheilung und dieser glaubt zwar nicht an die Erscheinung der Geister, ja nicht einmal an die Fortexistenz derselben nach dem Tode, wendet sich aber dennoch, um Ruhe im Hause zu haben, an einen berühmten Magier, der den widerstrebenden Schatten durch seine in den Aschenkrug hineingemurmelten Sprüche bannt und der Mutter dadurch wieder raubt. Auch bei Lukian findet sich die Austreibung eines Hausgespenstes beschrieben. Wie in der von Plinius überlieferten Sputzgeschichte wagt sich hier der Pythagoräer Arignotos, mit einer ägyptischen Zauberagende bewaffnet, in ein wegen Gespensterspuk verrufenes und deshalb verfallnes Haus. Als der Dämon vor dem brennenden Lichte in schwarzer, schmutziger, haariger Gestalt erschien, wählte dann der Beschwörer den schauerlichsten Bannspruch und trieb den Geist, der sich bald in einen Hund, einen Stier oder einen Löwen verwandelte, in einen finstern Winkel des Hauses, wo er verschwand, und wo man am andern Tage beim Nachgraben ein Gerippe fand. Ueber das Ueberhandnehmen des Seelenzwangs in der späteren Zeit schreibt auch Tertullian: „Es ist bereits ein öffentliches Unterrichtsfach, welches verspricht, auch in reifem Alter abgeschiedene, durch einen redlichen Tod erlöste, durch ordentliches Begräbniß zur Ruhe gebrachte Seelen aus der Wohnung der Unterirdischen wieder heraufzubeschwören.“

Die christliche Kirche läugnete die Möglichkeit der Nekromantie nicht, schrieb aber die erzielten Erfolge auf Beistand der bösen Geister und verdamnte deshalb die Kunst, wie alle Zauberei, als arge Sünde. Bald kam dann freilich die Zeit, wo die Theologie Hand in Hand ging mit der Roekenphilosophie, wo Weißkessel und christliche Bannformeln gegen die Gespenster angewandt wurden, wo endlich der Unglaube in dieser Hinsicht für unchristlich galt. Die

römische Regierung vertrieb die Geisterbanner, wie alle Wahrsager, besonders die Astrologen, oft aus der Stadt und schreckte auch durch Deportationen und Hinrichtungen von dem Gewerbe ab. Am strengsten war es untersagt, nach der Zukunft des Regentenhauses zu forschen, und am härtesten verfuhr hierin der Kaiser Konstantius, der auch in seinen Verordnungen speciell der Nekromantie gedenkt. Ein Gesetz vom Jahre 357 lautet: „Viele, die es gewagt haben, die Elemente in Verwirrung zu bringen und kein Bedenken tragen, das Leben Unschuldiger zu erschüttern und durch Citiren der Verstorbenen zu beunruhigen, so daß jeder seine Feinde durch böse Künste verderben könnte: diese, weil sie der Natur zuwider sind, mag das Verderben des Todes treffen.“ Von jener Zeit schreibt auch Ammian: „Wenn jemand gegen das Wechselfieber oder eine andere Krankheit ein (sympathetisches) Mittel am Halse trug oder durch die Angaben Böswilliger beschuldigt wurde, bei Nacht durch eine Gruft geschritten zu sein, so wurde er für einen Giftmischer und für einen Menschen erklärt, der die Schrecknisse der Gräber und den leeren Spuk der daselbst herumirrenden Seelen beobachtet, und kam, zum Tode verurtheilt, um.“

Außer den Geistern der Verstorbenen gab es aber auch noch so manche andere Gespenster, Kobolde und Poltergeister, vor denen große und kleine Kinder zitterten. Gewissermaßen schon mit der Muttermilch eingesogen wurde z. B. in Griechenland der Glaube an einige Spukgestalten, die Wärterinnen und Mütter benutzten, um die Kinder zum Gehorsam zu bringen. Die Namen solcher Popanze waren Mormo, Alko, Alphito. Plutarch vergleicht bereits diese Anwendung des Gespensterglaubens in der Pädagogik mit dem Abschrecken vom Bösen durch Vorhaltung der göttlichen Strafen überhaupt! Eine ähnliche Stelle nahmen in Rom die Strigen, Manien und Lamien ein, von denen man zum Theil glaubte, daß sie vampyrartig den Kindern das Blut ausfaugten, ihnen Kopf und Arme abrissen oder sie ganz auffräßen. Lieblingsgestalten des griechischen Aberglaubens waren die in Verbindung mit der Heraklessage auftretenden Kerlopen: kleine, häßliche Kobolde, welche, an den Kreuzwegen lauernd, die Wandrer neckten, überfielen und beraubten. Im attischen Drama spielten sie später die begleitenden Harlekine der Helden; ferner die Empusen: weibliche Wesen, die sich durch ihre ungemaine Verwandlungsfertigkeit auszeichnen sollten. Als Dionysos und sein Sancho Xanthias in der Unterwelt ankommen (in den „Fröschen“ des Aristophanes), schreckt sie sogleich die Empuse, zuerst als großes Thier, dann als Stier, Maulesel, ringendes Weib mit einem ehernen und einem Eselsfuß, das Antlitz in rothem Feuer strahlend. Die Mutter des Redners Aeschines erhielt den Spitznamen Empusa, weil sie der Hexerei verdächtig war und des Abends Weiber und Kinder sich vor ihr fürchteten. Nach Philostrat entlarvte der berühmte Apollonios von Tyana die Braut eines seiner Schüler am Hochzeitstag als Empuse, worauf sie mit dem ganzen Fest-

apparat verschwand. Von anderen Trugbildern der Phantastie, die am häufigsten mit dem nahe bevorstehenden Tode in Verbindung stehen sollten, seien hier nur ein paar Beispiele erwähnt. Der Regent von Syrakus, Dion, sah, wie Plutarch erzählt, vor dem Ende seines Lebens einst am Tage in seinem Hause eine weibliche Gestalt, aber mit dem Aeußeren einer Kumenide, mit dem Besen den Boden fegen und erschrak darüber so, daß er seine Freunde bat, in der Nacht bei ihm zu bleiben. Dem Germanensieger Drusus erschien an der Elbe ein Weib von übermenschlicher Größe und sprach: „Wohin eilst Du in aller Welt, unersättlicher Drusus? Alles dies zu schauen, ist Dir nicht vom Schicksal bestimmt. Eile von hinnen; Deiner Thaten und Tage Ziel ist nahe!“ Der abergläubische Berichterstatter Dio Kassiuss setzt hinzu: „Zwar mag eine solche Weisung der Gottheit an einem Sterblichen wunderbar erscheinen; ich sehe aber keinen Grund, ihr den Glauben zu verweigern, da sie alsbald in Erfüllung ging.“ Der jüngere Plinius endlich erzählt von Kurtius Rufus, daß demselben, als er noch mittellos und unbekannt im Gefolge des afrikanischen Statthalters sich befand, bei einem abendlichen Spaziergang eine weibliche Gestalt von großer Schönheit entgegengetreten sei und erklärt habe, sie sei Afrika und weissage ihm, er werde in Rom zu hohen Ehren gelangen und endlich als Oberbefehlshaber in Afrika sterben. — Sogar die Gestorbenen selbst dachte man sich noch von Gespenstern gequält. Als daher zu Oktavians Zeit Asinius Pollio gegen den charakterlosen Munatius erst nach dessen Tode Reden herausgeben wollte, bemerkte dieser treffend: „Mit den Todten ringen nur die Gespenster.“ — Endlich bildete man sich zuweilen auch von Bildsäulen ein, daß sie bei nächtlicher Weile von ihrem Piedestal herabstiegen und umgingen. Im Lukianischen „Lügenfreund“ wird erzählt, daß das Standbild eines berühmten Arztes in einem Hause während der ganzen Nacht herumspazierte und einst einen Sklaven, der die ihm an jedem Neumond geweihten Dolen gestohlen hatte, nicht bloß so verwirrte, daß er den Ausweg nicht fand, sondern auch von da an jede Nacht weidlich ausbläute! Natürlicher als diese Geschichte klingt noch, was der Redner Dion Chrysostomos von der Rache einer Statue berichtet. Nachdem nämlich von zwei Todfeinden der eine gestorben war, ließ der andere seinen Haß noch an dem steinernen Bilde des Todten aus, das mitten auf dem Markte stand, indem er es des Nachts geißelte. Da fiel das Monument einst unter den Peitschenschlägen um und erschlug den kindischen Frevler!

Um allen Spuk von sich fern zu halten pflegte man in Athen der Gespensterkönigin Hekate vor den Häusern Kapellen und Bilder zu stiften. Wie allgemein dieser Gebrauch war, sieht man aus den „Wespen“ von Aristophanes, wo Philokleon sagt: „Nun sieh, wie sich der alte Seherpruch erfüllt, der mir verkündet hatte, daß die athenischen Bürger alle einst richten würden im eigenen Hause. Vor seiner Hausthür würde sich jeder ein kleines Gericht-

chen bauen, so klein wie Hekates Kapellchen, die aller Orten stehen vor jeder Thür.“ Vor diese Hekataen setzte man auch zu gewissen Zeiten Speisen hin, die dann auch ihre Liebhaber an Gespenstern mit Fleisch und Wein fanden. Wenigstens macht Demosthenes dem Konon und Consorten einen darauf bezüglichen Vorwurf.

Die Ansichten der Gebildeteren über die Geisterwelt standen auch im Alterthume zu jeder Zeit in größerem oder geringerem Widerspruche zu dem Glauben des Volks. Vielen Einfluß hatten in dieser Hinsicht die Lustspieldichter. Aristophanes karikirt in den „Fröschen“ das ganze unterweltliche Leben. Von einem unbekanntem Komiker lautet ein Fragment: „Wenn wirklich Todte, wie von Manchen geglaubt wird, Empfindung hätten, würd' ich längst mich aufgehängt haben, mir anzusehn nur einmal den Euripides.“ Ein anderer parodirte die Anfangsworte des Geistes in der „Hekabe“ des Euripides: „Aus Todesklüften komm ich und des Dunkels Thor herschreitend, wo von Göttern fern wohnt Erebos“, in folgender Weise: „Vom Bäckerladen komm ich das Thearion herschreitend, wo der Näpf' und Kacheln Sammelplatz.“ Die Zweifler und Bekämpfer des Volksglaubens mehrten sich noch bei den Römern und zwar besonders vom epikuräischen und stoischen Standpunkt aus. Ciceros und Senekas Ueberzeugung ist bereits angedeutet worden. Noch stärker spricht sich jener in seiner Rede für Kluentius aus, wo er die Vorstellung von dem jenseitigen Strafgerichte „nach jedermanns Urtheil“ für falsch erklärt. Der Dichter Lukrez widmet der Bestreitung der im Volke cursirenden psychologischen Meinungen zwei Bücher seines Lehrgedichts und schreibt unter Anderem: „Wir wollen ja nicht glauben, daß die Seelen aus dem Acheron entfliehen oder als Schatten unter den Lebendigen herumflattern, noch daß ein Theil von uns nach dem Tode übrig bleiben könne, nachdem der Körper und die zerstörte Natur des Geistes sich in ihre Elemente (die Atome) aufgelöst haben.“ Und während sich bei Ovid Anklänge an die pythagoräische Umkörperungstheorie finden, heißt es bei Juvenal geradezu: „Daß kein Märchen die Manen und unterirdischen Reiche seien und der Fährmann und im stygischen Pfuhle die schwärzlichen Frösche, daß Ein Kahn mit so vielen Tausenden über die Fluth steuert, das glaubt nur der Knabe, der noch nicht im Bade bezahlt hat seinen Dreier.“ Horaz fragt den Jünger der wahren Weisheit: „Verlachst du Träume, magische Schrecknisse, Wunder, Hexen, nächtliche Gespenster und thessalischen Zauber?“ Plutarch läßt Brutus über die bekannte Erscheinung seines bösen Genius bei Philippi von Cassius getröstet und auf das Trüglische der sinnlichen Eindrücke hingewiesen werden. Doch er selbst schreibt im Leben Dions: „Da Dion und Brutus, die beide ernste Männer und Philosophen waren, über ein Gespenst, das ihnen erschien, so sehr erschrocken sind, daß sie diese Erscheinung Anderen erzählt haben, so sehe ich nicht, warum wir nicht der Meinung der Alten, so

ungereimt sie auch immer scheinen mag, beitreten sollten, daß nämlich böse Geister rechtschaffenen Leuten, denen sie abhold sind und deren Unternehmungen sie widerstreben, Furcht und Schrecken einjagen und sie zu bethören suchen, damit solche Männer im Guten nicht fest und standhaft bleiben und nach ihrem Tode nicht ein besseres Leben erlangen, als sie selbst.“ Auch der jüngere Plinius schwankt und holt bei Mittheilung seiner Gespenstergeschichten von Sera zugleich ein Gutachten über die Existenz der Gespenster ein. Am Schlusse seines Briefes schreibt er: „Laß mich nicht in Zweifel und Ungewißheit; denn ich habe dein Urtheil in der Absicht verlangt, um nicht länger zweifelhaft zu sein.“ Viel sicherer dagegen spricht sein Oheim über die Schattenwelt, indem er die gewöhnlichen Vorstellungen „Erfindungen kindischen Unsinns und der auf ihre Fortexistenz erpichten Sterblichkeit“ nennt und am Schlusse des Capitels über den Scheintod spöttisch sagt: „Es gibt auch Beispiele von Menschen, die nach ihrem Begräbnisse wieder gesehen worden sind; nur schade, daß wir hier natürlichen Erscheinungen, nicht Wundern nachgehen!“ H. G.

Die historische Commission bei der bayerischen Akademie der Wissenschaften.

In den ersten Tagen des October hielt zu München die historische Commission, von König Max dem Zweiten zur Förderung des Studiums der vaterländischen Geschichte eingesetzt und mit reichen Mitteln ausgestattet, unter Professor Ranke's Vorsitz ihre fünfte Plenarversammlung. Von den auswärtigen Mitgliedern hatten sich außer dem Vorsitzenden Häuffer, Hegel, Lappenberg, v. Stälin, Perz und Waiz eingefunden; die einheimischen (Cornelius, Föringer, Löher, v. Spruner, Muffat, Weizsäcker, Giesebrecht) nahmen sämmtlich an den Sitzungen Antheil.

Die Commission hat vor Kurzem durch den Tod Jakob Grimms den schmerzlichsten Verlust erlitten, und dem Gefühl tiefster Trauer, welches die Versammlung bei ihrem Zusammentritt beherrschte, gab der Vorsitzende in der Eröffnungsrede Ausdruck. Grimm, das älteste Mitglied der Commission, war zugleich eines der thätigsten; wiederholentlich — zuletzt noch im vorigen Jahre — hatte die Commission ihn in ihrer Mitte begrüßt und drei ihrer Unter-